

Nachrichten aus dem Patriarchat

Das große I

In seinem Eingriff in den Streit um die Rechtschreibreform zugunsten »einer gewachsenen Schreibkultur« sieht der Schriftsteller Reiner Kunze ein »Extrem emanzipatorischer Verbiesterung« im Anfügen femininer Endungen an maskuline Wörter, bei denen das I der weiblichen Endung als Großbuchstabe »in der Wortmitte aufgerichtet wird wie ein Mast, damit an ihm die Fahne der geschlechtlichen Gleichberechtigung wehe«. Das Bild ist literarisch gekonnt: Man sieht es förmlich vor sich, wie die Fahne der Gleichberechtigung das ästhetische Aussehen der Wörter verhunzt. Die Einfügung verschlechtert im Übrigen auch die gesprochene Sprache, indem es ja jeweils nicht dabei bleiben kann, bloß im Geschriebenen ein Zeichen zu setzen, sondern dies auch akustisch wahrnehmbar sein muss. So gehört es zu den Einlagen konservativer Hochschullehrer, die emanzipatorische Initiative durch penetrantes Durchsprechen lächerlich zu machen: »Ich meine die StudentInnen mit großem I«. Der Satz lädt zu weiteren Spielen ein: »Jetzt denke ich an die Studentinnen mit kleinem i«, so die Vorlage nutzend, um die weiblichen Studierenden durch ihren eigenen Anspruch ein weiteres Mal zu verkleinern.

Wir wollen nicht unterstellen, dass es denen, die fürs große I streiten, entgangen ist, dass die wunderbare »gewachsene Schreibkultur« dadurch unästhetisch und hässlich beschädigt wurde. Vielmehr ist davon auszugehen, dass der Missklang in der möglichen Harmonie der Worte gewollt war, um schreiend die Nötigung auszusprechen, endlich der »gewachsenen« Männlichkeit in der Sprache, die es wieder und wieder erlaubt, über Frauen und alle dazugehörigen Belange zu schweigen, Paroli zu bieten.

Da Sprache ein politisches Kampffeld ist, akzeptieren wir also das große I als emanzipatorische Intervention, die wir nicht »verbiestert« nennen wollen, bloß weil schon so lange um Gleichberechtigung gestritten wird, und fragen, ob das Mittel geeignet ist, das gewollte Ziel zu erreichen. Der bloße Respekt vorm Gewachsenen, der keinen Unterschied macht zwischen herrschaftlichen und verallgemeinerbaren Gewohnheiten, sei uns fern.

Zweifellos brachte die breit von unten getragene Initiative, an die gedankenlos gepflegte Männlichkeit der aufgerufenen Personen – wie Dichter, Künstler, Prüfer, Arbeiter, Bauherr, usw. – jeweils ein In zu hängen, eine aufgeregte Sensibilität für sprachliche Frauenunterdrückung in die Öffentlichkeit, vor allem in die Hörsäle. Bald schon konnte man nicht mehr so einfach reden, wie einem der Schnabel »gewachsen« war, sondern musste etwas tun. Wenn schon nicht das I, dann vielleicht ein Partizip verwenden anstelle der männlichen Form oder die Frauen extra nennen oder, wie dies in einem Manifest aus Kanada propagiert wurde, jeweils einem »männlichen« Satz einen »weiblichen« folgen lassen. Der nervöse Ärger, in der Arbeit gegen Herrschaft

über Frauen immer wieder durch naseweise ›In‹-Rufe unterbrochen zu werden, ertappt auf gewohntem sprachlichen Ausschluss, wurde auf zweierlei Weise irritiert. Nach 1989 häuften sich Begegnungen mit Frauen aus den staatssozialistischen Ländern, die mit großem Selbstbewusstsein in alte Sprachschuhe schlüpfen, die wir Westlichen seit langem abgelegt hatten. Sie sagten: ›ich als Lehrer‹, ›ich als Arzt‹, ja, selbst in ungewohnten Bereichen, wo sie ihr Dabeisein hätten unterstreichen sollen, ›ich als Chemiker, als Techniker‹ usw. Der Verzicht, selbst bei offensichtlichen Errungenschaften die gewohnte Sprache nicht anzupassen, macht unruhig, ob die Sprachrevolution angemessen ist, schon um das Staunen über die umstandslose Männlichkeit der Sprache der DDR-Bewohnerinnen in Zusammenhang zu bringen mit ihrer für westliche Verhältnisse unerhörten Erwerbstätigkeitsrate und ihrer wirklichen Besetzung der meisten Männerberufe. Die zweite Irritation kam aus den politisch korrekten Referaten der überzeugten Studierenden, die von ArbeiterInnenbewegung sprachen, von UnternehmerInnen, SklavInnenaufständen, BäuerInnenkrieg, WissenschaftlerInnen usw. Die sprachliche Gleichberechtigung hatte umstandslos die historischen Skandale zugedeckt. Mindestens im Wort war die Geschichte der männlichen Arbeiterbewegung, der männlichen Personifikation von Kapital und Unternehmertum, der männlichen Verfügung über die relevanten Leitungsbereiche in Wirtschaft und Politik umgeschrieben und so durch Sprachpolitik der kritisch-politische Eingriff in bisher männlich dominierte Bereiche unmöglich gemacht. Etwa um diese Zeit wurde die vielfältige Unruhe an den Universitäten, die gegen die Sparmaßnahmen sich formierte, teilbefriedet durch Akzeptanz des großen I, manchmal bis in Formulare und allgemeinen Sprachgebrauch von Bürokratien.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt war die sprachliche Waffe stumpf geworden. Mehr noch, sie diente nicht nur als Verhinderung bestimmter Kritik, sie machte Frauenunterdrückung unsichtbarer als zuvor. Welche selbstgerechte Zufriedenheit breitet sich aus, wenn man versichern kann, dass ein Beschluss mit der Mehrheit der ProfessorInnen zustande kam, wobei erst der detektivische Blick entdeckt, dass es unter 56 Professoren nur 2 Frauen gibt. Man kann das überall fortsetzen: die »ReferentInnen einer Tagung« hieß es kürzlich in einem Bericht in dieser Zeitschrift und siehe – bei genauem Hinsehen kamen 2 Frauen auf 19 Männer. Die ParlamentarierInnen in der EU! Nur die Fernsbilder beunruhigen, dass da ein praktisches schreiendes Missverhältnis herrscht, wo sprachlich schon Gerechtigkeit eingekehrt scheint. In Sprache werden soziale Verhältnisse ausgedrückt. Es sollte uns weiter beunruhigen, wo sprachlicher Ausdruck männlich daherkommt, Männer womöglich auch praktisch die Dominierenden sind.

Virginia Woolf stieß 1934 bei ihren Nachforschungen in den öffentlichen Berufen auf die Lüge der Gleichberechtigung in der Sprache. Dort wurden die Regierungsvertreter höchst demokratisch immer Damen und Herren genannt, bestanden aber in der Praxis nur aus Herren, denen Frauen in niederer Stellung Schreibarbeiten abnahmen. Sie schlussfolgerte u.a., dass der tägliche ideologische Geschlechterkampf gleichsam atmosphärisch geführt wird und ihm daher niemals nur in einem einzigen Punkt begegnet werden kann.

Soll man daher den Kampf auf der Sprachebene von vornherein verloren geben, weil die Spracherlaubnis so schwerelos gegeben, ja gegen Emanzipation genutzt werden kann? Keineswegs! Doch die männliche ›Gewachsenheit‹ der Sprache kann uns nötigen, in den alten Sprachgewohnheiten zu bleiben, gerade, wenn es um Herrschaftskritik geht. Hier wirkt die bloß sprachliche Gleichberechtigung als sprachliche Befriedung, macht Aufbegehren sprachlos. So etwa sehen wir den Neoliberalismus mit einer Vielzahl sprachlicher Korrekturen die Zivilgesellschaft an die ökonomischen Erfordernisse anpassen. Eines ist die Verwandlung aller Abnehmer von Dienstleistungen in Kunden, so im Krankenhaus oder in der Universität. Der Kranke wird Kunde, dem der ehemalige Halbgott in Weiß seine Dienste anbietet. Herr und Knecht scheinen vertauscht. In diesen Verhältnissen sind alle Worte sprachlich männlich. Ihre korrekte Verwandlung in zwei Geschlechter allerdings gäbe dem Arzt-Patient-Verhältnis eine sexuelle Note, deren Einbeziehung beim sprachlichen Sichtbarmachen von Frauen zwar tatsächliche Praxen benennbar macht, jedoch die vorhergehende Ware-Geldbeziehung aus der Kritik zu entlassen droht. Arzt-Patientin-Verhältnis – das ist Stoff für Fernsehshulzen. Alle Verhältnisse als von Menschen beiderlei Geschlechts gemachte zu begreifen und dies in Kapitalverhältnissen zu bestimmen, erfordert dagegen den wirklichen Umsturz im Verhältnis der Geschlechter.

Ganz verrückt wird es, wenn das große I demokratisch eingesetzt wird, wo von Frauen die Rede sein muss – etwa, wenn sie Opfer von Misshandlung werden – oder wenn sie selbstbewusst Position beziehen, wie es etwa im Begriff Feministinnen sichtbar wird. Hier richtet sich die Waffe des großen I ausdrücklich gegen die ursprüngliche Intention. Dies geschieht insbesondere auf den Feldern wie Rassismus/Antirassismus und Hetero-/Homosexualität, die politische Korrektheit besonders anziehen. In einem aufgeregt geschriebenen Pamphlet zum ›Rassismus‹ im Aufruf gegen die ›Kopftuchliberalität‹ heißt es: »... indem muslimische Menschen als HauptakteurInnen von Sexismus stilisiert werden«, während doch »die BRD eine patriarchal organisierte Gesellschaft ist, in der Gewalt gegen Mädchen/Frauen alltäglich ist und die Mehrheit der TäterInnen sogenannte ›Deutsche‹ sind. Indem der Sexismus von muslimischen Menschen ohne genaue Analyse der Verhältnisse in den Focus gerät, werden ›deutsche‹ TäterInnen, UnterstützerInnen und ProfiteurInnen bequem aus der Verantwortung genommen.« Die fast zu hundert Prozent weiblichen Unterzeichnerinnen des Aufrufs werden als AutorInnen bezeichnet, die Frauenbewegung in den 1980er Jahren als Ort »zahlreicher FeministInnen« usw.

Der Hauptgrund im Kampf fürs große I war, die männliche Besetzung des Imaginären, die in vielen sprachlichen Subjektpositionen wie selbstverständlich Bilder von Männern statt von Menschen entstehen lässt, in skandalisierende Unruhe zu bringen. Jetzt sind wir soweit, die Frauenbewegung durchsetzt von Männern zu imaginieren, Gewalt gegen Frauen durch Frauen verübt, muslimische Frauen vor der Bezeichnung, sie unterdrückten einander, zu schützen und schließlich Frauen aus der Gewalt gegen Frauen einen Profit ziehen zu sehen. Es ist dagegen notwendig, in herrschaftlich organisierten Geschlechterverhältnissen, die Geschlechter jeweils in ihren Praxen zu nennen, will man gegen diese Herrschaft arbeiten.

Die Sprachpolitik um das I verführt gerade die Vertreter des Wohlwollens gegenüber weiblichen Belangen, zu irritierenden Formulierungen. So kritisierten zwei männliche Autoren mit folgenden Worten, dass in der Bewegung um AIDS Frauen praktisch ausgeschlossen würden: »Obwohl Frauen weltweit höhere Infektionsraten haben, bleiben Frauenfragen den Interessen der von schwulen AktivistInnen bestimmten AIDS-Politik untergeordnet.« (MS 2003) Sollen wir annehmen, dass sie darauf hinweisen wollten, dass auch Frauen an ihrer eignen Verdrängung mitarbeiten oder dass die Szene von männlichen Homosexuellen dominiert wird? Der eifrige Einsatz des großen I macht den Angriff zu einem Streifeuer, wirft jedenfalls kein Licht auf die im Dunkeln gehaltenen Frauen.

Fazit: Dass etwas allgemein gelte, durch Verallgemeinerung einer Sprachregelung vorwegzunehmen, funktioniert nur als Überraschungsangriff. Als allgemeine Regel setzt sich das große I breitspurig vor die wechselnden Kämpfe, wirkt störend oder gar reaktionär. Mit Leichtigkeit könnte man ein Witzbuch übers große I füllen. Es würde den politischen Eingriff verdecken, um den es geht. Gerade weil es darauf ankommt, um die und in der Sprache zu kämpfen und die sprachliche Repräsentanz von Frauen einzuklagen, um der gesellschaftlichen näher zu kommen, ist größte Sorgfalt erfordert. Vorläufig so, dass dem Ausschluss von Frauen die Rechnung aufgemacht wird durch genaue Nennung. Es braucht mehr Raum als einen einfachen I-Mast aufzurichten. Nehmen wir ihn uns!

Frigga Haug

Alle »Nachrichten aus dem Patriarchat« in einem Band



Seit über einem Dutzend Jahren erscheint im *Argument* die Kolumne »Nachrichten aus dem Patriarchat«. Amüsant, bissig, kritisch-pointiert wird hier verhackstückt, was in der alltäglichen Begegnung mit der patriarchalen Normalität an Absurditäten möglich ist und was für schräge Ebenen die Medien (allen voran die FAZ) im Kontext Geschlechterverhältnisse zuweilen bieten. Ab Januar als Sammelband im Argument Verlag.

Frigga Haug (Hg.)
Nachrichten aus dem Patriarchat
 ISBN 3-88619-469-8 · 9,90 €

Im Buchhandel oder direkt beim Argument-Versand:
 Reichenberger Straße 150 · 10999 Berlin
 Fax: 030 / 611 42 70 · versand@argument.de



Argument
www.argument.de